freut, denn das eine sagte zum andern: „Die Frau Kommerzienrat hat aber einen feinen Jungen und hast du auch gesehen, welche Freude Mutter und Sohn an unserem Schellchen hatten?“

„Ja,“ sagte die andere, „du mußt denken, der kleine Junge ist als Nesthäkchen auch der Liebling im Hause der Kommerzienrats und das Schellchen hat auch wirklich einen prächtigen Klang.“

Unsere Venus meinte, es hätte sie der Schlag gerührt, eine Frau Kommerzienrat geht an ihr vorüber und kauft ihren dummen einfältigen Nachbarn und freut sich dazu noch unbändig über diesen Kauf.

Doch sie sollte nicht lange Zeit zum Besinnen haben. Ein alter sogenannter „Herr“ kam eben in den Laden und frug nach einigen Nippsachen. Ein schäbiger Rock bedeckte seinen mageren Leib. Sein Gesicht war fahl und zeigte einen gemeinen Zug. Unsere Venus erschrak und dachte: „Wenn ich doch nur dem Kerl nicht in die Hände falle?“ Doch war ihr Schicksal schon entschieden. Nach langem Feilschen und Handeln, bei dem der alte Grunbart an unserer Venus nach Stoff und Form noch erst vieles auszusetzen und getadelt hatte, erstand er das Figürchen, steckte es in die Rocktasche und wanderte zur Türe hinaus.

Unser Porzellanmadämchen fand sich am Abend in einem von Rauch geschwärzten, mit halb zerbrochenen Stühlen und einem schmutzigen Sofa ausstaffierten Zimmer eines Unterhauses auf einem einfältigen Fensterbrett neben einer stinkenden Tabakdose wieder. Es war ein unfreundlicher, zum Erbrechen reizender Ort. Das Einzige, was der kleinen Venus noch einen Genuß zu gewähren vermochte, war, daß sie durch ein dicht verhangenes Fenster auf die Straße sehen und all die Toiletten mustern konnte, die da vorüber strichen. In der Stube selbst war es ungemütlich. Uebertags war der Alte, der sie gekauft, meist von Hause fort und abends brachte er vielfach eine Gesellschaft mit, die selbst einer so wenig prüden Frau, wie unserer Venus, ekelhaft erschien. Aber etwas sehr Schönes sollte unser Porzellanfigürchen doch noch zu sehen bekommen.

Der Fronleichnamstag war gekommen. Schon am nachmittage vorher ward die Neugier unserer Venus geweckt. Flaggen hatte man in den Straßen ausgehängt und mit Guirlanden die Wände geschmückt. Da auf einmal heute morgen ein Blasen und Singen, ein Wehen von Fahnen im Sonnenschein. Betende Jungfrauen und Frauen, nach ihnen weißgekleidete Kommunionmädchen und dann eine ganze Schar kleiner allerliebster Jungen. Unsere Venus traut ihren Augen kaum.

Mitten unter der Schar sieht sie auch den Kleinen in hellblauem Sammetkostümchen und sein Schellchen, — das gewöhnliche Schellchen, — das neben unserm Porzellanfigürchen im Schranke gestanden und auf das es so despektirlich herabgeblickt, schwang er mit seinem kleinen Fäustchen so kräftig, daß es eine Lust zu sehen war, und der helle Klang drang durchs Fenster auch zu seiner früheren Nachbarin. An der Seite gingen die feingekleidete Mutter und noch viele andere Mütter, deren Gesichter vor Freude strahlten, durften doch ihre Kinder dem König der Könige im hl. Sakramente ihr Hosanna entgegenschellen. Und gleich hinterher kamen Priester in herrlich gestickten Gewändern und dann unter goldverbrämtem Seidenhimmel das Allerheiligste und wo es vorüberzog und die Schellchen klangen, da knieten die Leute andächtig nieder und schlugen demuts- und ehrfurchtsvoll an ihre Brust. Und als der Zug weiter gezogen, da hörte unsere Venus noch lange den Ton des kleinen Schellchens und hätte in seiner garstigen Behausung weinen mögen vor Neid über die Ehre und den Triumpf, die ihrem kleinen Nachbar zu Teil geworden, der nun im Zuge des Königs der Könige ein Herold des Allerhöchsten war. Und dazu sollte der Tag noch böse für unsere Venus enden. Am Abend ging es nämlich in der schmutzigen Stube hoch her. Weiber und Männer, die sich darin versammelt hatten, waren betrunken; bei dem allgemeinen Radau kam einer dem Eckbrettchen mit einem kräftigen Stoß zu nahe und warf unsere Venus von ihrem Sitze herunter, daß sie in hundert Stücke zerbrach. Das war ihr trauriges Ende. Das Fronleichnamsschellchen aber ward der Kirche geschenkt und an jedem Fronleichnamstage schwang ein kleiner Junge es mit Kraft und ließ seinen feinen Klang zu Ehren des Allerheiligsten erschallen!

O kommt, ihr lieben Vöglein all',
O kommt mit eurem Liederschall,
Mit euren holden Weisen.
Komm du, du liebe Nachtigall
Aus dunklem Hain, vom Wasserfall,
Hilf uns den Heiland preisen.

Ihr Blumen all im Sonnenstrahl,
Aus Gärten kommt, von Berg und Tal
Aus dunkler Waldeshalle;
O kommt mit eurem Blütenkleid,

Mit eurem süßen Duft und reiht
Euch um den Heiland alle.

O komm, du fromme Christenheit,
Kommt, die ihr wohnet nah und weit,
Im Festeszug zu wallen.
Gelobet seist du ohne End
O Gott, im heil'gen Sakrament,
Soll's laut und freudig schallen!

Gottesdienst-Ordnung.

Fest der heiligsten Dreifaltigkeit.
Sonntag, den 2. Juni 1912.

In der Münsterkirche.

Hl. Messe: 5½ (Pred.). — 6½ (Komm. der schulpflicht. Mädchen). — 7½. 8½ (Pred.). — 9½ (Hochamt m. Segen). — 11 (Pred.).
Andacht: 1½ (Mann. Sod. f. Ind. Eff.). — 2½. — 5 (z. Ehr. d. heil. Dreifaltigkeit).

In der St. Marienkirche:

Hl. Messe: 6. — 7. — 8. — 9 (Pred.). — 10 (Hochamt). — 11¼ (Pred.).
Andacht: 3 (z. hl. Geiste). — 5 (Rosenkr. m. Pred.).

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: 6½ (Komm. d. Mädchen d. 1. u. 2. Kl.). — 8. — 9½ (Hochamt).
Andacht: 2½ (Kommunion. Katechese). — 6 (zum hl. Geist).

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 5½. — 7 (Pred.). — 9½ (Pred.).
Andacht: 2½ (z. Ehr. d. hl. Dreifaltigkeit.)

In der Sebastiannuskirche:

Hl. Messe: 8 (m. Pred.). — Andacht: 5 (z. Ehr. d. hl. Dreifaltigkeit).

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 8 (Pred.). — Andacht: 5.

In der Marienbergkirche:

Hl. Messe: 8. — Andacht: 2½.

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6. — 7. — 9 (Pred.). — Andacht: 5½ (Herz-Jesu).

Donnerstag, den 6. Juni 1912.
Fronleichnamsfest.

In der Münsterkirche:

Hl. Messe: 5. — 5½. — 6½. — 7½. — 8 (Feierl. Hochamt dann Fronleichnams-Prozession). — Die Ordnung wird besonders veröffentlicht. — 11.
Andacht: 4 (Ind. z. Allerheiligsten Sakramente).

In der St. Marienkirche:

Hl. Messe: 5. — 6. — 7 (Hochamt m. Segen). — 8. — 9. — 11¼.
Andacht: 5 (Feierl. Komplet).

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: 6. — 7 (Hochamt m. Segen). — 8.
Andacht: 4 (Komplet).

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 5½. — 7. — 8½ (Hochamt danach Fronleichnamsprozession).
Andacht: 3 (z. Ehr. d. hl. Altarssakramentes).

In der St. Sebastiannuskirche:

Hl. Messe: 7 (m. Segen). — Andacht: 5 (Sakram. And.).

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 8 (Hochamt). — Andacht: 5 (Komplet).

In der Marienbergkirche:

Hl. Messe: 7½. — Andacht: 6.

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6. — 7. — 9. — Andacht: 5½.

Im Laufe der Woche.

In der Münsterkirche:

Hl. Messe: 6. — 7¼. — 8. — 9. — Montag 8 (Seelenamt der Männ.-Sod. f. Ind. Eff.) — Freitag 9 (Herz-Jesu-Hochamt m. Abbitte u. Segen). — Während der Fronleichnamsoktav 8 feierliches Hochamt m. Segen.
Andacht: Freitag u. Samstag 6 (z. Allerh. Sakramente.) — Samstag mit der Salve-And.

In der Marienkirche:

Hl. Messe: 6. — 7¼. — 7½. — 8½.
Andacht: In der Fronleichnams-Oktav 8 Sakraments-And. m. Segen

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: 6 (Herz-Jesu-Litanei, Segen). — 7½ (Segen).
Andacht: Freitag und Samstag 7½ (Segens).

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 6½. — 7½. — Andacht: Montag u. Dienstag 7½ (z. Ehr. d. hl. Dreifaltigkeit. — Freitag und Samstag 7½ (z. Ehr. d. allerh. Altarssakramentes).

In der Sebastiannuskirche:

Hl. Messe: 7¼. — Während der Fronleichnamsoktav 7 (Segens).

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 7½. — (Donnerstag m. Segen).

In der Marienbergkirche.

Hl. Messe: 7½. — Andacht: Herz-Jesu-And. m. d. Messe verbunden, außer Mittwoch 6½. Samstag 5.

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6. — 7½ (anschließend Herz-Jesu-And. u. Segen).
Andacht: Freitag abend 7 (Herz-Jesu).

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 22. Sonntag, den 2. Juni. 1912.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 2. Juni. Dreifaltigkeitsfest. Marzellinus Erasmus.
Montag, 3. Juni. Klotilde.
Dienstag, 4. Juni. Franz Caracciolo.
Mittwoch, 5. Juni. Bonifatius.
Donnerstag, 6. Juni. Fronleichnam. Norb., Klaudius.
Freitag, 7. Juni. Robert, Sabinian.
Samstag, 1. Juni. Medardus, Klodulphus.

Evangelium am 1. Sonntage nach Pfingsten.

Fest-Evangelium: Matth. 28, 18—20.

In jener Zeit sprach Jesus zu Seinen Jüngern: Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden. Gehet also hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes; und lehret sie alles halten was Ich euch geboten habe! Und siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt!“

Zum Feste der h. Dreifaltigkeit.

Unter allen Geheimnissen des Christentums ist wohl keines, bei dem die geschaffene Vernunft sich ihrer Schwäche mehr bewußt wird, als bei dem Geheimnis der hh. Dreifaltigkeit, deren Feste wir heute feiern. Nicht nur ist es dem menschlichen Verstande unmöglich, seine Tiefen zu durchforschen, nein, das Geheimnis in seiner vollen Totalität ist seiner Einsicht entrückt.

Für den Ungläubigen ist das nun gerade ein Grund, nicht bloß dieses Geheimnis, sondern den ganzen christlichen Glauben abzuweisen, eben weil er Geheimnisse enthält. Der Glaube an Geheimnisse, so behauptet man, sei an und für sich des Menschen unwürdig? Ist dem so? Was versteht man denn eigentlich unter einem Geheimnisse im Sinne der Theologie?

Geheimnisvoll für den Menschen ist jede Wahrheit, die er mit seinem eigenen Verstande nicht finden, mit seinem Geiste nicht durchforschen kann, die er also annimmt, nicht weil er selbst sie begreift, sondern weil Gottes unfehlbares Wort sie ihm geoffenbaret hat. Wenn ich nun überhaupt an einen Gott glaube, der über alles Geschaffene unendlich erhaben ist, dann muß ich auch an Geheimnisse glauben; denn ein Gott, den der Mensch mit seinen Gedanken ersinnen und den er mit dem kurzen Maße seines Verstandes ausmessen kann, der wäre eben nicht der ewige erhabene Gott, sondern ein toter Götze, nicht größer als der Mensch, der ihn erdacht. Darum ist die Einrede gegen den Glauben: „ich glaube nicht, weil ich nicht begreife,“ die oberflächlichste, die sich denken läßt.

Wie groß ist denn überhaupt der Bereich dessen, was wir begreifen? Stecken wir denn nicht in lauter Wundern und Geheimnissen? Die Naturwissenschaft rühmt sich, mit dem Geheimnisvollen aufgeräumt zu haben. Und wer wollte leugnen, daß sie über eine Menge früher rätselhafter Dinge staunenswerte Aufschlüsse gegeben? Aber aus den Geheimnissen kommt sie doch nicht heraus. Das Mikroskop, dem die Naturwissenschaft das meiste zu danken hat, das Fernrohr, mit dem die Astronomen den Himmel durchforschen, sie führen den Geist in viel geheimnisvollere Tiefen und in viel höhere Fernen, in ein so geheimnisvolles Weben und Wirken der Natur, von dem unsere Altvordern sich niemals etwas haben träumen lassen.

Wir sprechen von Leben, von Licht, Wärme, Elektrizität, von Kraft, Bewegung, wir sehen sie sich erzeugen und vermögen sie selbst zu wecken, aber was das alles im tiefsten Grunde eigentlich ist, wer begreift das?

Wenn nun der Mensch das Werk des Meisters nicht zu begreifen vermag, wie sollte er den Meister in seinem Wesen begreifen, Gott, den Schöpfer der Welt! Der menschliche Geist verliert sich bei der Untersuchung eines einzigen Blutstropfens, der in seinen Adern rollt, wie kann er da wähnen, der Himmel dürfe ihm keine Geheimnisse bieten.

Unser Erkennen hat eine Schranke, eine Grenze, weil wir endliche Wesen sind, nur dessen Wissen ist unbegrenzt, für den gibt es kein Geheimnis, der die Wahrheit selber ist, Gott der Herr.

Nun aber kann doch die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß Gott aus dem Schatze seines Wissens uns etwas mitteilen kann, was für uns zwar geheimnisvoll ist, was wir aber doch glauben müssen, weil er, Gott, es gesagt hat. Und das zu tun — d. h. zu glauben — heißt allein vernünftig handeln, denn zu sagen: Es gibt keine Wahrheit außer der, die ich begreife, das heißt nichts anderes als: meine Vernunft ist das Maß aller Dinge, und das könnte doch zuletzt im Ernste nur jemand behaupten, dem in hochmütigem Dünkel das klare Denken abhanden gekommen.

Doch noch mehr müssen wir sagen. Wollen wir die Geheimnisse der Religion leugnen, so müssen wir die Offenbarung selber leugnen. Denn wenn Gott sich uns durch übernatürliche Mitteilung geoffenbart hat, so muß es in dieser Offenbarung auch Geheimnisse geben. Was wäre wohl eine Offenbarung, die nichts offenbart? Darum sagt ein von den Aufgeklärten gern angerufener Philosoph, Lessing, ganz mit Recht: „Wenn eine göttliche Offenbarung möglich und notwendig ist, so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf gegen dieselbe sein, wenn sie Dinge mitteilt, welche die Vernunft übersteigen.“

Unsere Vernunft muß sich eben freiwillig gefangen geben, ein Gehorsam des Glaubens, und das wird ihr auch nicht schwer, ja sie tut es gern, wenn sie selbst demütig ihre eigene Unzulänglichkeit anerkennt.

In der gläubigen Hingabe an das Geheimnis zollt der Geist Gott dem Herrn den schönsten Tribut, leistet er ihm die erhabenste Huldigung, indem er das höchste und edelste Vermögen, das Gott ihm gegeben, Verstand und Wille, zu den Füßen des Allerhöchsten niederlegt.

Uebrigens sind die Geheimnisse trotz ihrer Erhabenheit über das menschliche Erkennen doch nicht vollständig unverstandene Rätsel ohne praktische Bedeutung für das christliche Leben. Nein, jedes Geheimnis ist wie eine Sonne, in die das Auge zwar nicht schauen kann, die aber ihr helles Licht über das ganze menschliche Leben wirft.

Der Glaube mit seinen geheimnisvollen Lehren eröffnet dem menschlichen Leben einen neuen Gesichtskreis, richtet das Streben des Menschen nach einem höheren Ziele, wird ihm ein neues Lebensprinzip, aus dem Blüten und Früchte hervorsprossen,

die an Schönheit alles bei weitem überragen, was der schärfste Verstand und der edelste natürliche Wille hervorgebracht. Stammt das Wesen der christlichen Zivilisation, Liebe, Hingabe, Humanität, Armen- und Krankenpflege, alles Dinge, die die heidnische Welt nicht erkannt, nicht aus dem Glauben an das Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes?

Freuen wir uns darum am heutigen Tage noch einmal so recht herzlich unseres h. Glaubens, und danken wir Gott dem Dreieinigen, der ihn uns gegeben. Ist er auch voller Geheimnisse, so erleuchtet er doch gleichwohl des Lebens dunkle Pfade, weil er uns nicht überantwortet an den quälenden Zweifel, sondern wie ein treuer kundiger Führer uns leitet durch die Wirrsale unserer irdischen Wanderschaft. Darum grübelt der Christ nicht und zweifelt nicht, wenn auch manches in diesem Glauben ihm geheimnisvoll ist und seine Begriffe übersteigt. Die Lehren seines Glaubens bleiben feststehende Wahrheit für ihn, vor denen er demütig sich beugt, weil er weiß, daß Gottes untrügliches Wort ihm diese Wahrheit verbürgt.

Hochheiligste Dreifaltigkeit!
Dir singet Lob die Engelschar,
Die Selgen alle bringen dar
Anbetung Dir, Dreieinigkeit!
Und in des Himmels Jubelklang
Tönt heut der Kirche Festgesang:
„Gelobt sei die Dreieinigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit."

Ein dreimaliges Fronleichnamsfest.

Durch das offene Fenster weht ein lieblicher Duft in das ernste, fast düstere Gemach, dessen Wände bis hoch zur Decke hinauf mit Büchern, Landkarten, Schmetterlingssammlungen und Pflanzenzeichnungen bedeckt sind. Der alte Herr im grauen Rocke, der nahe beim Fenster am Schreibtisch sitzt, hebt den Kopf. — „Flieder," murmelt er, „es ist Fliederduft." Wie geistesabwesend starrt er eine Weile durch das Fenster in die grüne, blühende Natur, die im hellsten Sonnenlichte lachend ihn anschaut. Seine Augen scheinen von der lieblichen Schönheit nichts wahrzunehmen; grau und kalt blicken sie aus dem welken Gesichte. Plötzlich schließt er das Buch, welches vor ihm liegt, legt die Feder beiseite, die er in der Hand gehalten und verläßt das Zimmer. Im Hausflur nimmt er Hut, Stock und eine braune Ledertasche von der Wand.

„Sabine, ich gehe fort; richte das Abendbrot zur gewöhnlichen Zeit." Diese Worte werden nach hinten ins Haus hinein gesprochen. Ohne eine Antwort abzuwarten, tritt er ins Freie.

Wie wohlig und weich die Luft um seine Schläfen weht, während er gemessenen Schrittes die stille Straße entlang schreitet, die linke Hand auf dem Rücken, die Augen auf den Boden geheftet. Wenn ihm jemand begegnet, so bietet er dem alten Herrn einen Tagesgruß, ohne sich weiter nach ihm umzusehen. Er muß eine allbekannte Erscheinung sein in dem kleinen, ärmlichen, weltabgeschiedenen Dörfchen, sonst würden die schlichten Leute sich gewiß über ihn verwundern. Sie haben sich auch anfangs verwundert. Wer ist denn der alte Herr? Sein Name klingt fremd, die Dorfbewohner nennen ihn nur den „alten Herrn". Er ist reich, er ist gelehrt, er studiert immer in seinen Büchern und schreibt selbst Bücher, sucht allerlei Kräuter, sogar Gras und Moos, und steckt es in seine lederne Tasche; er hat mit niemand Verkehr. Das ist alles, was man von ihm weiß. Die alte Sabine, die bei ihm wohnt, ist geradeso wunderlich wie er; sie spricht sehr wenig und mit fremder Betonung, sodaß man sie kaum versteht. Zehn Jahre wohnten sie schon im Dorfe, und in diesen zehn Jahren ist nichts Bemerkenswertes passiert; sie sind so gleichmäßig verlaufen, wie der Zeiger der alten Turmuhr sich umdreht. Heute aber sollte etwas Ungewöhnliches passieren, es erscheint freilich sehr unbedeutend.

Der alte Herr ist am Ende des Dörfchens angelangt. Es sind auch höchstens zwanzig Häuser, alle bescheiden, die meisten arm. Hier führt ein Fußsteig rechts zur Höhe empor in den Wald. Der alte Herr wendet sich, um hinaufzusteigen. Da bleibt er stehen und hebt die Augen.

Neben dem letzten, sehr ärmlichen Häuschen steht ein großer Strauch von türkischem Flieder, über und über bedeckt mit vollen, weißen Blütenbüschen, sodaß die Zweige sich zu Boden neigen. In dem kleinen Häuschen aber wohnt große Armut. Was weiß er davon? Er schreitet langsam den grünen Pfad, hier und da stehenbleibend, suchend und pflückend.

Jetzt steht er eben am Waldrande, ein Büschel von blühenden Gräsern in der Hand, und schaut zurück. Wie wunderlich liegt das Dörfchen unten! Jenseits heben sich waldige Höhen, rechts und links schaut man die anmutigen Windungen des engen Tales, alles grünt und blüht, Sonnenschein liegt goldig darüber, und ein zarter, blauer Duft weht ein geheimnisvolles Dunkel in die jenseitigen Waldschatten. Die Luft klingt von hellen Vogelstimmen.

„Bitte, Herr, gebt uns ein kleines Almosen, meine Mutter

ist krank." Eine leise Stimme spricht diese Worte, und zwei große, schwarze Augen schauen bittend aus einem blassen Knabengesicht zu dem alten Herrn empor. Der Knabe ist barfuß und trägt ein Bündel dürren Holzes unter dem linken Arm. Die Rechte ist schüchtern ausgestreckt. Er ist soeben aus dem Walde hervorgetreten.

Der Alte legt gleichgültig ein Geldstück in die kleine Hand und schreitet vorüber.

„Vergelt's Gott!" ruft der Kleine ihm leuchtenden Blickes nach und trabt den Fußsteig hinunter zum Dörfchen. Er verschwindet in dem Häuslein, wo an der Türe der türkische Flieder blüht.

Der alte Herr sucht Moose.

* * *

Es dunkelt. Das Glöcklein der alten Kapelle klingt weithin durch das stille Tal, es läutet das Fronleichnamsfest ein. Ein Geistlicher wohnt nicht im Orte, das Dörfchen ist eine Filiale. Aber doch steht vor jeder Tür ein Birkenreis, nur vor dem Hause des alten Herrn nicht.

Kaum hat er das ernste Gemach betreten und die lederne Tasche ihres Inhaltes entleert, als es leise klopft. Verwundert hebt er sich von seinen Gräsern und Moosen empor und ruft: „Herein!"

Der blasse Knabe tritt ein.

Ein ungeduldiger Zug fliegt über das welke Gesicht des Alten. „Bist Du schon wieder da?"

„Herr," sagte der Kleine, „meine Mutter schickt mich her; Ihr habt Euch vorhin vergriffen und mir ein Goldstück gegeben." Er hebt das blinkende Stück empor.

Der alte Herr schweigt eine Weile und schaut etwas verwundert aus. Dann lächelt er — aber kurz, wie wenn ein flüchtiger Sonnenstrahl über das dunkle Laub huscht, von Schatten verfolgt.

„Da hast Du Glück gehabt," sprach er in gleichgültigem Ton, „kannst es behalten, was ich gegeben habe, nehme ich nicht wieder zurück."

„O Herr," sagt der Knabe mit zitternder Stimme, „es ist so viel!" Seine Wangen röteten sich bei diesen Worten und ein feuchter Schimmer glänzt in seinen Augen.

„Es ist gut — geh nur!"

Der alte Herr ist wieder allein und beugt sich über den Tisch und sondert die zarten Moospflänzchen sorgsam auseinander. Sabine kommt und bringt schweigend das Abendbrot.

Im letzten Häuschen wird gebetet. Eine kranke Witwe betet mit ihrem einzigen Sohne, sie beten für den alten Herrn. „O Herr, Du wollest unserem Wohltäter das ewige Leben verleihen! Vater unser —" Das Gebet ist zu Ende. „Mutter," sagt der Knabe zuletzt, „nun wird alles gut. Jetzt können wir wieder eine Ziege kaufen, und Du wirst gesund werden, nicht wahr?" „Ich hoffe es, mein Kind," seufzte die Frau; ihr Gesicht ist sehr abgehärmt, und die Hände liegen kraftlos auf den Lehnen des alten Holzstuhles. Der türkische Flieder duftet durch das halboffene Fenster.

* * *

Ein Jahr ist vergangen.

Morgen ist wieder Fronleichnam; das Glöcklein läutet, und die grünen Birken stehen vor den Türen. Die Sonne neigt sich, und ihre letzten Strahlen fallen mit leichtem Schimmer in das ernste Gemach. Der alte Herr sitzt unbeweglich am Tische, den Kopf in die Hand gestützt. Lauscht er dem Klingen des Glöckleins? —

Es klopft. — „Herein!"

Ist das nicht der blasse Knabe aus dem kleinen Häuschen? Verlegen steht er an der Tür, einen mächtigen Fliederstrauß in der Hand; tiefe Röte steigt in seine Wangen, als der alte Herr ihn verwundert anblickt.

„Was sollen die Blumen?"

„Die soll ich Euch bringen, Herr," entgegnete der Knabe, „meine Mutter schickt mich; ich soll auch fragen, ob ich Euch nicht einige Maien vor die Türe pflanzen darf, ich habe recht schöne mitgebracht."

„Für mich?" Der alte Herr erhebt sich. „Für mich? Warum denn?"

„Ihr habt uns voriges Jahr so reich beschenkt."

Nun steigt eine glühende Röte in die Wangen des Alten. Beschenkt — es war ja nur ein Irrtum gewesen, und er hatte das Geld nur aus Stolz nicht zurückgenommen; er erinnert sich deutlich an den Vorfall, obwohl er bisher nie wieder daran gedacht hatte. Dafür dieser rührende Dank der armen Witwe, welche er schon ganz vergessen hatte!

Mit zitternder Hand nimmt er den Strauß und legt ihn auf den Tisch. Er ist ergriffen. Ein wunderbar glückliches Gefühl regt sich in seinem Herzen wie Frühlingshauch; es ist ihm, als habe er eine seltsame Entdeckung gemacht, als schaue er in ein fremdes, schönes Land.

„Wie geht es Deiner Mutter?" fragte er mit weicher Stimme und nimmt die Hand des Kleinen in die seine. Wie lange hat er wohl keine Kinderhand mehr gehalten?

„Danke, es geht gut," antwortete der Knabe rasch und schaut ihm offen und froh in die Augen, „die Mutter ist wieder gesund; wir haben jetzt zwei Ziegen und können Milch in die Stadt bringen. Darf ich auch die Maien pflanzen?"

„Ja, mein Kind, tue das, Du machst mir Freude damit, und sage Deiner Mutter, ich würde die nächsten Tage mal kommen. Wo wohnt ihr doch?"

„Im letzten Haus —"

„Ah, wo die Flieder stehen — wo man zum Wald hinaufgeht?" —

„Ja, Herr, da wohnen wir."

„Nun ist es gut — warte, was soll ich Dir geben?" Der alte Herr schaut unschlüssig umher; er ist auch nicht darauf eingerichtet, um Kindern etwas zu schenken.

Der Knabe sieht die vielen Bücher an und beginnt mit stockender Stimme: „Am liebsten — hätte ich —"

„Nun, was denn?"

„Ein Büchlein zum Lesen."

Ueberrascht blickte der Alte ihn an. „Hast Du Lust am Lesen? Möchtest Du wohl lernen?"

„O, wie gern!" Die großen Augen leuchten und ein tiefer Atemzug hebt die junge Brust.

„Gut — gut — nächstens!" Mit diesen Worten verabschiedet ihn der alte Herr.

Er ist wieder allein und geht auf und ab. Eine Umwandlung ist in ihm vorgegangen, sein Gesicht ist wie verjüngt, sein Schritt leicht, seine Augen klar und hell. Man sieht es ihm an, daß er Pläne macht, neue und schöne Pläne; denn er sieht ganz glücklich dabei aus.

Nun bleibt er stehen, nimmt die Flieder vom Tische und saugt den süßen Duft ein. Das Glöcklein läutet noch. Wie feierlich klingt es durch den stillen Abend!

„Ich bin wie blind und tot gewesen; aber nun soll es anders werden!" Es klingt wie ein Gelöbnis, da der alte Herr langsam und fest diese Worte spricht. „Morgen ist Fronleichnamsfest; es soll auch für mich wieder da sein. Ich will zurückkehren zur Mutter, der Kirche, zum Heiland, meinem Erlöser, der in ihr gegenwärtig ist; ich will ihm Treue versprechen von nun an bis an's Ende." Und der Herr schließt die Tür hinter sich. Was da geschehen, das weiß nur Gott allein. Aber wenn jemand hätte durch die Fenster schauen wollen, so hätte er den alten Herrn auf dem Boden knieen sehen. . . .

Am anderen Morgen sehen die Kirchgänger erstaunt den Schmuck des Hauses vom alten Herrn; aber noch weit mehr erstaunen sie, wie sie ihn sehen zur Pfarrkirche ziehen und sich der Prozession einreihen mit voller Andacht. Während derselben betet's und fleht's unaufhörlich in seinem Herzen: „O Herr, hilf mir, daß ich mich recht bekehre, hilf mir zu einer guten, gründlichen Beicht, und daß ich deinen Leib würdig empfange!" Und dann wieder: „Herr, zeige mir, was ich tun soll, um dir einige Sühne zu geben für die vielen Sünden und Nachlässigkeiten gegen deine Liebe!"

Der Segen wird gegeben bei der vierten Station der Prozession; mit heiliger Freude durchströmt's die Seele des Zurückgekehrten; es ist die Vorahnung des Glückes der vollen Aussöhnung mit Gott. Da — während der alte Herr den Blick vom Priester wegwendet, fällt derselbe auf den kleinen Knaben, dessen Wohltäter er gerade ist. Wie andachtsvoll und fest gläubig sind die Blicke des Kindes auf das heiligste Sakrament gerichtet, eine ganze Predigt des Glaubens.

In diesem Augenblick erkennt er auch, was Gott von ihm haben will, und er spricht leise, aber durchschauert vom heiligsten Ernste: „Ja, das will ich tun: der Knabe soll Priester werden; ich will ihm dazu helfen, das mag beitragen zur weiteren Verehrung des hl. Sakraments; und er mag für mich dann auch Verzeihung erflehen."

Am Samstag darauf ist der alte Herr zur Beicht gegangen und hat abgeschlossen mit dem bisherigen Leben; und an dem Sonntage in der Fronleichnamsoktav hat er die hl. Kommunion empfangen und sein Glück ist vollkommen gewesen für diese Erde.

* * *

Es ist zwölf Jahre später, wiederum die Oktav des Fronleichnamsfestes, der Sonntag Corporis Christi. Wie ist das Dörfchen geschmückt mit Maien und die Straße mit Blumen bestreut! Woher kommen die vielen Andächtigen, welche eben die Kirche verlassen? Da knallen Böllerschüsse — was bedeutet das?

Ein junger Priester aus der Gemeinde — wir kennen ihn — hat soeben zum ersten mal das hl. Opfer gefeiert. Von nah und fern sind die Leute gekommen über die Berge. Die alte Mutter hat geweint, als sie wankenden Schrittes zur Kommunionbank ging, um den Leib des Herrn aus der Hand ihres Sohnes zu empfangen. Aber einer fehlt.

Die Sonne neigt sich. Im Dörflein ist es wieder still geworden, die Gäste sind wieder heimgegangen. Aus dem kleinen Häuschen, wo der Weg zum Walde hinaufführt, tritt der junge Priester und seine Mutter. Er bricht einen blühenden Zweig von dem türkischen Flieder; dann wandeln die beiden langsam

den grünen Pfad hinauf, oben am Waldrande hin — sie stehen vor dem Friedhof. Ein einfaches, steinernes Kreuz ist ihr Ziel; sie knieen nieder an dem Grabe und beten still. Tränen auf Tränen rinnt auf den blühenden Flieder, den der junge Priester noch in der Hand hält. Jetzt legt er ihn leise vor das Kreuz und spricht: „Hätte er doch diesen Tag erleben können! Mein Lehrer, mein zweiter Vater!"

„Hätten wir ihn doch noch länger behalten," seufzte die Witwe, „die Armen und Kranken werden ihn nie vergessen; wie haben wir geweint, als man unsern Wohltäter zum Kirchhof trug! Gott gebe ihm die ewige Ruhe!"

Sie gehen heim. Das Glöcklein läutet zum Angelus. Du wirst dir schon denken, wer dort im stillen Grabe ruht.

Das Fronleichnamsschellchen.

Es war in einem großen Warenhaus. Alles Mögliche fand sich da zusammen, stand in Kästen und auf Stellagen, hing an den Wänden, lag in den Schubladen. Hinter einem Glasfenster sah man allerhand hübsche Dinge und Dingerchen beieinander, Nippsächelchen, Figürchen, Broschen, Kettchen, Ringe und eine Menge Artikel in Elfenbeinmasse, Nickel und Kupfer.

Ein üppiges Persönchen von weißem Porzellan stand auch darin. Es hatte, als der Güterwagen es mit vielen anderen Gegenständen ins Warenhaus gebracht, und es aus dem Stroh und Papier gewickelt wurde, gehört, daß eines der Ladenfräuleins bei seinem Anblick zu seiner Nachbarin sagte: „Ei, sieh einmal da, eine niedliche Venus." Obgleich unser Porzellanfräulein nicht wußte, was das heiße, am wenigsten, daß es eine alte Göttin der Heiden darstellen solle, schien ihm doch in dem Ausruf des Ladenfräuleins; „eine niedliche" zu liegen, daß sein Persönchen etwas besonderes sei. Eine Venus zu sein und dazu eine so niedliche, war dem Figürchen in den Kopf gestiegen.

So empfand unser Porzellanmadämchen es gleich als eine Beleidigung, daß man es beim Aufstellen in den Kasten nicht in die erste Reihe setzte, sondern in den Hintergrund rückte, wo es sich kaum beachtet wußte. Tage und Wochen lang stand es denn auch wirklich unbesehen dort in dunkler Ecke und obgleich täglich hunderte Menschen in den Laden kamen und man immer wieder die Türen des Glasschrankes öffnete, um Sächelchen herauszuheben, viele auch erstanden wurden und mit den Fremden den Laden verließen, unsere Venus blieb unbeachtet. Sie war verdrießlich über ihre Stellung, um so mehr, als man ihr zur nächsten Gesellschaft die einfältigsten Sachen gegeben. Besonders ärgerte sie sich über eine kleine Kinderschelle, die unmittelbar neben ihr stand.

Daß man gerade ein solch dummes Ding für würdig gehalten, an ihrer Seite zu stehen, das konnte sie nicht verknusen. Und indem sie in Gedanken sich damit beschäftigte, welch einfältige Aufgabe im Leben eine Schelle habe, wurde ihr die Nähe der kleinen Klingel nur noch mehr zuwider. Im Hause schellte man dem Dienstmädchen, an der Schelle zögen die Hausierer, die Metzger- und Bäckerburschen, mit ihr läute der Milch- und Dreckmann, der Führer auf der Elektrischen und die Feuerwehr — alles gewöhnliches Volk, während sie berufen sei, in den feinsten Salons zu stehen und von eleganten Herren und Damen auf Schreib- und Nähtischen bewundert zu werden. Und nun erst dieses kleine Kinderschellchen neben sich. Es war zum sich Totschießen. Unsere Venus hätte, wenn sie nicht von Porzellan gewesen, unserem kleinen Schellchen sicher voll Verachtung oben auf das Krönchen gespuckt.

Es war ein paar Tage vor Fronleichnam. Da trat eine elegant gekleidete Dame in den Laden. Einen kleinen Knaben mit einem allerliebsten Lockenköpfchen, dessen hellblaues Sammetkostüm gleich auf das Kind vornehmer Eltern schließen ließ, hatte sie an der Hand. Sie traten gerade der üppigen Venus gegenüber an den Ladentisch. Unser Porzellanpersönchen jubelte auf und meinte, nun habe endlich die Stunde seiner Befreiung und Erhöhung geschlagen, denn die Dame sei nur seinetwegen gekommen. Doch wie staunte Venus, als sie von dem Ladenfräulein einfach zur Seite geschoben und die kleine Schelle herausgenommen wurde. Und welche Freude hatte die vornehme Dame, und wie lachte der Kleine, als er nun das Schellchen schwang und ein so heller Ton durch den großen Raum drang, daß alle Leute, die im Laden waren, die Köpfe umdrehten und das lebhafteste Interesse für das kleine Schellchen bekundeten. Und wirklich: — Frau Venus traute ihren Augen kaum — unser Schellchen wurde in Seidenpapier eingewickelt, und als hätte er in ihm ein Königreich erobert, zog der kleine Junge triumphierend mit ihm und seiner frohen Mutter von dannen.

Selbst die an alles gewöhnten Ladenfräuleins schienen er